

Der Knoten.

Historische Skizze von Friederike von Krosigk.

Ein warmer Sommerabend hatte begonnen, Albin in blaue Dämmerung einzuhüllen, als zwei junge Männer über den Alexanderplatz schritten und vor dem Stelzenfrühe halt machten, wo das berühmte Weißbier ausgekostet wurde.

„Du bekommst hier noch mehr als gutes Bier“, sagte der Gerichtsadjunkt Albert von Cocceji, eine starke, gesunde, rötliche Erscheinung, zu seinem schmalen, schüchtern dreinschauenden Begleiter. „Die Witwe Lindmeier wird Dich auf das liebevollste versorgen. Selbst mein Oheim hat einmal früher mit Behagen hier übernachtet.“

Der andere lächelte. „Was für einen Kanzler am königlichen Hofe das Richtige ist, dürfte sich für einen armen Magister kaum geziemen. Aber gut gebettet ist halb geschlafen, und ich habe heiße Tage vor mir.“

Der Lehramtskandidat Christoph Thiele befand sich nämlich auf der Durchreise nach Halle, wo er seine Studien mit einem letzten Examen krönen wollte. Und sein Schulfreund Cocceji, der in Berlin beim Gericht angestellt war und dem durchreisenden Kameraden ein Nachtquartier bestellt hatte, bemerkte erst jetzt, wie elend und abgearbeitet dieser aussah. Da packte ihn eine plötzliche Besorgnis um den schwachen, kränklichen Menschen, dem er, der Starke, schon in Schülerzeiten oftmals Retter und Beschützer gewesen war. „Ich kann Dich leider morgen nicht zum Postwagen geleiten“, sagte er. „Ich muß morgen schon in aller Frühe zu einem Termin über Land reisen. Aber die Lindmeierin wird Dich rechtzeitig wecken und gut versorgen. Ich habe Dich ihrer besonderen Obhut empfohlen.“

Damit trennten sich die beiden, und Christoph suchte nach kurzer Rücksprache mit der freundlichen Wirtin todmüde seine Lagerstatt auf.

Aber er schlief nicht so gut, wie das treffliche Bett es hätte erwarten lassen. Ein dumpfes Geräusch weckte ihn, und er meinte fernes Röcheln zu vernahmen. In der Morgendämmerung hörte er unten im Gastzimmer Schritte. Er stand daher auf, in der Meinung, sein Frühstück werde schon bereitet. Als er auf den Flur trat, huschte eine Magd vorüber, die ihn nicht bemerkend, hinter einer offenen Tür verschwand. Christoph sah im Vorbeigehen die Magde um ein Krankenbett beschäftigt. Das mußte wohl die Lindmeierin sein, denn außer ihm war kein Gast im Hause gewesen. Da beschloß der rücksichtsvolle Magister, auf sein Frühstück zu verzichten, und schlich leise aus dem Hause. Auf dem Wege zur Post fiel ihm ein, daß er sein Nachtlager nicht bezahlt habe. Aber er beruhigte sich in Gedanken an seinen Freund Cocceji, den er bitten wollte, das Summlein für ihn auszuliegen.

Wer beschreibt aber sein Entsetzen, als am selben Nachmittage, hinter Wittenberg, sein Postwagen von vier reitenden Gendarmen umringt wurde, welche die Auslieferung des Magisters Christoph Thiele forderten! Er stiehe in dringendem Verdacht, die Witwe Lindmeier zu Boden geschlagen und beraubt zu haben.

Der Bedauernswerte wurde nach Berlin zurückgeschleppt und in ein scharfes Verhör genommen. Die Anklage lautete auf Raub und versuchten Totschlag; denn am Morgen war die Lindmeierin betäubt und blutend, mit einem Knebel im Munde und gefesselten Gliedern am Boden liegend, von der Magd aufgefunden worden; aus ihrer Truhe aber fehlte eine Kassette mit achtzig Friedrichsd'or, die sich die fleißige Frau für ihre alten Tage erspart hatte.

Christoph mochte schwören und beteuern, soviel er wollte, das Gericht ließ sich nicht überzeugen. Die Aussage der Magde, daß er ohne Bezahlung heimlich entflohen sei, entlastete ihn keineswegs, und auch seine Berufung auf Albert von Cocceji half nichts; denn eine Anfrage ergab nur, daß der Gerichtsadjunkt verheiratet war. Die Richter, froh, den Verdächtigen gleich gefaßt zu haben, ließen keinen Zweifel an seiner Schuld aufkommen. Freilich genügte die vorhandenen Verdachtsgründe noch nicht zu seiner Verurteilung, solange er hartnäckig leugnete.

Als er nun nach einigen Tagen wieder einmal aus seiner Zelle geführt wurde und alle Schuld von sich wies, verkündete der Gerichtshof, daß der verstockte Sünder nunmehr für ein hochnotpeinliches Verfahren reif sei, und schritt ungehört zur Tat. Der unglückliche Christoph aber mit seinem kränklichen Körper war den Qualen der Folter nicht gewachsen, und schon bei den ersten Graden gestand er in

einer Verzweiflung die Tat ein, die er niemals begangen hatte. Doch befriedigt spannte man ihn los und verurteilte ihn zu sechs Jahren schwerem Kerker.

Als Albert Cocceji, von seiner Reise zurückgekehrt, diesen Sachverhalt erfuhr, schäumte ihm der Zorn in den Adern, und er schwur, nicht zu ruhen und zu rasten, bis seines Freundes Leid und Ehre gerettet seien. Zuerst besuchte er die Witwe Lindmeier, die sich inzwischen erholt hatte, aber ihm nichts berichten konnte, als was er bereits wußte. Albert verlangte die Fesseln zu sehen. „Ach, Herr“, sagte die Magd, „es war nur ein gewöhnlicher Strick, aber so fest gebunden, daß ich ihn durchschneiden mußte.“ Albert nahm den Strick an sich und ging damit zum Scharfrichter Dämmerlin, der ein gewitzter Mann war. Der betrachtete den ungelösten Knoten, wiegte den Kopf und sagte: „Das ist ein zünftiger Knoten. Den kann nur ein Hensler gemacht haben.“ — „Macht Ihr Hensler denn andere Knoten als wir?“ fragte Cocceji. „Das will ich meinen“, schmunzelte der Scharfrichter. „Je fester, desto barmherziger. Aber dieser hat noch eine andere Eigenart. Er ist von links nach rechts geschlungen, stammt also vermutlich von einem Linksänder.“

Nun ließ Albert sämtliche Torschreiber vernehmen, um festzustellen, wer am Tage vor dem Verbrechen in die Stadt gekommen sei, und siehe da, ein Henslerknecht aus Spandau war darunter. Aber nun hieß es vorsichtig sein, denn wenn dieser Verdacht schöpfte und floh, war alles verloren. Cocceji wälzte sich die ganze Nacht ruhelos auf seinem Lager. Erst gegen Morgen schlief er ein. Sein Plan war fertig.

Am nächsten Abend ritt, staubbedeckt, ein Reiteroffizier in bligender Uniform durch die verunreinigte Gasse Spandaus. Vor einem unausgeputzten Hause hielt er an und klopfte ans Fenster. Ein rohes, mürrisches Gesicht erschien.

„Ihr seid der Schmied, nicht wahr?“ fragte der Reiter. „Drinnen schüttelte unwillig den Kopf.“

„Schade“, meinte der Reiter und holte eine dicke Geldbörse hervor, der er fünf Taler entnahm. „Es ist nur ein loses Hufeisen, und ich bin eilig.“

Nun erschien der Inhaber des Hauses, klopfte das Eisen ab und nahm die fünf Taler in Empfang. Unterdessen erzählte ihm der Reiter, daß ihm der Arm bei einem Zweikampf verletzt und er daher unbeholfen sei wie ein kleines Kind.

„Seht her“, sprach er. „Da verliere ich heute wohl zum dritten Male das Band aus meiner Perücke.“ Dabei wies er auf ein langes Ende schwarzen Seidenbandes, das von der blendend weißen Popperücke herab baumelte. „Freund, wenn Ihr mir das so fest binden könnt, daß es acht Tage fest hält, so bekommt Ihr den Rest der Börse noch.“

Da grinsten der Mann und band das schwarze Band in die Perücke. „Das verliert Ihr nicht, Herr.“

Der Reiter dankte und sprengte davon.

Am nächsten Tage ging Cocceji zum Richter, der seinen Freund verurteilt hatte. Er legte den Strick und die Perücke auf den Richtertisch und bewies, daß beide den gleichen Knoten hatten, den kein Uneingeweihter zu lösen vermochte. Er verlangte die Verhaftung des Spandauers, und als dieser der Witwe Lindmeier gegenüber gestellt wurde, erkannte sie in ihm einen Knecht, den sie von Jahren wegen seiner Gewalttätigkeit aus dem Hause gejagt hatte. Der brach unter der Fülle dieser Anklagen zusammen und gestand.

Nun konnte Cocceji seinen Freund selbst aus dem Kerker holen und gesund pflegen.

Aber er tat noch mehr. Er suchte seinen Oheim, den Kanzler, auf und bat, ihm eine Audienz beim Könige zu verschaffen. Dort trug er den ganzen Fall vor, kurz und schlicht, aber mit der ganzen Leidenschaft heißen Erlebens.

Als er geendet hatte, sah ihn Friedrich aus seinen großen, tiefblauen Augen lange an, diesen Königsaugen, die Bize schleudern konnten voll gerechten Zorns und leuchten wie zwei Sonnen von tiefer, warmer Menschlichkeit. Dann sagte er: „In Preußen wird von morgen an nicht mehr geoltert. Verlaß Er sich drauf, Cocceji!“

Das war am 4. August 1754.

Und von dem Tage ist die Kabinettssorder datiert, welche die Folter im Reich des Großen Königs abschaffte.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Amdt, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 94

23. November 1929

4. Jahrgang

Schwarze Rosen
ROMAN VON FRED NELIUS
VERBRECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU SA.
17 Fortsetzung.)

Heiße Zärtlichkeit und Sehnsucht lohten durch der beiden Blut. Ihre Finger bebten ineinander, daß sie jeden Puls- und Überschlagn zu hören meinten.

Die Minuten liefen wie ein schneller Strom. Was war die Zeit?

„Erika . . .“
„Sprich nicht“, bat sie. „Jetzt noch nicht.“
Er ließ die Lippen über ihre Haare gleiten, über ihre Wangen und auf ihren Mund. Er fühlte durch die dünne Boile des Kleides ihre weichen Formen. Immer näher glitt ihr Mädchenkörper, der so hüftenschlang und pagenhaft elastisch . . . so frauenreif und junglinghaft zugleich war zu ihm hin.

„Du . . .“
Ihre großen feuchten Augen standen dicht vor seinen. In diesen sehnsuchtsvollen Augen war sie schon sein eigen . . . Bang und mit dem letzten ihrer Seele — — —

Dann kam ihre Stimme durch die Nacht. . . eine blass, Stimme, die auf brüchigen Flügeln schwebte.

„Komm . . . wir wollen gehen.“
Sie schritten langsam nach dem Haus.

Der Mond, erst hell und glanzlos, war jetzt rein und kostbar wie Kristall. Sein Licht von einem milchig silbermatten Blau. Man sah im Park die Bäume ragen und den kurz geschorenen Rasen glänzen. Von ihnen kam Holunderduft, der Duft der Eukalyptus, Heliotrop . . . von ewig schwärmendem Erdenglück.

Waltherpiel wies nach dem Himmel, der von goldener Sternen glänzte.

„Erika, die Sterne. Siehe, wie sie sich einander suchen.“
„Sie nicht. Ist das alles nicht ein schöner Traum?“

„Nein. Ein Traum zerrinnt.“
Da blieb er stehen. Er sah an ihren Lidern große schwere Tränen hängen. Er machte langsam seine Hände frei . . . reichte Erika den Kopf nach hinten. Küßte sie. Den Mund

die Augen. Er fühlte, wie die Tränenperlen kühl und salzig schmeckten.

„Du . . . unsere Zeit geht um. Ich muß bald fort.“ Und dann: „Wir haben kaum gesprochen.“

„Was bliebe noch zu sagen? Unsere Herzen haben, was zu sagen war, gesagt. Restlos.“

„Vertraust du mir . . . unserm Glück?“
„O du . . . ich habe dich lieb. Das ist viel mehr. Das ist alles . . . Leib, Herz, Seele. Es gehört nur dir. Verstehst du das?“

Weiter gingen sie. Zauberhaft, im Monde glänzend wuchs das weiße Haus. Der wilde Wein, der um das Holzwerk der Terrasse rankte, stand im Silberlicht wie edles Filigran.

„Nur das eine sollst du sagen. Du verweist. Wie lange?“
Er zuckte hilflos mit den Schultern. „Erika . . . Ich könnte dir nicht Antwort geben, selbst wenn ich es wollte. Frage nicht.“

Ihre Lippen zuckten. Ihre großen Augen waren dunkel von verhaltenen Tränen. Aber da lächelte sie unmerklich: „unagbar weich und wie aus schweren Qualen. Sie 'ah' an. Durch einen feuchten Schleier. Sinnverwirrend süß.“
„Ach — hab — dich — lieb. Daran denke — ja? Lebe wohl!“

Sie küßte ihn. Und während sich bei ihr die bitterfüße Lust mit Bangigkeit und Abschiedsweg und mit verhaltenem Schluchzen mischte, nahm er ihren Kopf in beide Hände. Er reichelte die Haare über deren Scheitel sich der Mond mit weitem Silberband ergoß.

„Sei tapfer. Hörst du? Die blauen Tage brechen an. Und nun — auf Wiedersehen, Erika.“

Da ward das Herz ihm plötzlich schwer bei dem Gedanken, daß er sie nicht sehen würde . . . morgen nicht, vielleicht die nächsten Tage und die nächsten Wochen nicht . . . und — wer wußte denn, ob überhaupt noch einmal.

Wie eine Peinliche war das die nach seinem Herzen schlug, daß er den Schlag zu spüren meinte.

„Lebe wohl!“

Mit heißen Lippen küßte er die Augen, die der Spiegels ihrer Seele waren. Er wußte Besseres nicht — wußte nicht, wie er sie und sich aus diesem Irrsal lösen konnte.

Die Nacht . . .
Und Mond.

Um das Haus ein wunderlicher violetter Schleier. Duft- atome vieler Blüten saugen sich an seine Strahlen und die Stille seines Glanzes ist voll süßer, sehnsuchtsvoller Wieder.

Ungehört Blütenfülle duftet aus der Nacht. Umhweht die Bäume in dem Garten. Riecht durch Fenster und Balkon.

Schwingt bedrängend durch das Zimmer. Bezt sich einer süßen Wolke gleich auf die erregten Sinne.

Die Glieder dehnte Erika. Sie waren schlank. Die blonden Haare lang gewachsen, drängten über nackte Schultern, fielen in gelbster Fülle über Stirn und Schläfen. Seufzend blickte sie auf ihre Hände, die ihr fremd und rätselhaft erschienen. Voll von einem losgelösten Leben. Sie hob sie aus dem Schatten in das Mondlicht, ließ sie wieder in den Schatten fallen. Träumerisch verlunken trieb sie dieses Spiel.

Dann begann sie auf dem Teppich hin und her zu schreiten. Sie setzte ihre Sohlen leise auf. lauschte hin und her zu den Fenstern und den Türen, zu den Winkeln und der Türe, ob sich etwas regte.

Im schweren violetten Licht des Mondes blieb sie stehen. Die Stirne tief geneigt. Die Wangen in die dichten Haare eingehüllt.

Plötzlich brach sie in die Knie. Auf dem Teppich glitt sie nach dem Bett. Begrub die Finger darin. Begrub die Stirn und Augen.

Das Licht im Zimmer wandert mit dem Mond davon. Schon tritt die eine Wand ins Dunkle.

Den Kopf warf Erika herum. Starzte in die Nacht, in der der Mond zur Decke hin vorbeizog. Mit dem Schalter zog aufs neue schwerer süßer Blumenduft herein. Trächtlich in die Winkel wälzt er sich.

Das Schlagwerk einer fernen Uhr hub an und halte aus. Erika bemühte sich, zu zählen. Es gelang ihr nicht. Wahrlich, wie war es elf. Oder zwölf?

Mit verworrenen Haaren und verkrampften Fingern warf sie den Kimono über. Knipfte ihre Taschenlampe an. Die den Gang entlang. Bis zur Treppe. Sie legte die Stufen abwärts. Durch die Halle dann. Rechts das Zimmer ihrer Vaters.

Erika fiel in den Schreibtischstuhl. Vor ihr stand das Telefon.

Das Hörrohr hob sie.

Zeit verging.

Endlich kam das Amt.

„Gutsverwaltung Steinpleiß“, sagte Erika Labuhn. „Ich bitte dringend den Herrn Staatsanwalt in Rinkfeld.“

19.

„Bringen Sie mir Wein. Polensky. Johannisberger Zehentwein. Eine von den Flaschen, die noch aus den Zeiten meines Bruders in dem Keller liegen.“

Waltherspiel sah in dem Studio, die Arme auf der Brust verschränkt, den Kopf hart angezogen, die Stirn geneigt, den Blick entseelt nach innen eingestellt.

Dann geschah es, daß er aus dem tiefen Sinnen aufschau. als Polensky vor ihn hintrat, den Johannisberger in dem Kühler, in der anderen Hand die Silberplatte mit den Römern.

„Sagen Sie dem Stephan, daß ich morgen schon ganz früh das Auto brauche. um halb sechs. Nach dem Herrensteiner Forst. Jagdzug.“

Polensky neigte leicht den Kopf. Der Kelim hob und senkte sich. Die Zusammenhänge waren aufgehoben. mit den Menschen, mit der Welt.

Man war allein. Einsam wie im Grabe.

Etwa fünf Minuten weltentrückter und geheimnisvoller Stille.

Dann erhob sich Waltherspiel.

Ein van Dyck'scher wundervoll gemalter Altenthann mit Spigenträger, Kürsch, Schärpe hing da an der Wand. Einer von den vielen, die dereinst aus golden-braunen Tiefen düster bleich aus der Vertäfelung starteten. Gebeugt von Schutz und Fluch jahrtausendalter Tradition. Gereckt in Hochmut und gehüllt in Harnisch oder Samt, in Seide oder Glenleder mit Spigenträger oder Stuartkrawatte. Einer von den längst Verstaubten, deren Bilder irgendwo in einer Kumpellkammer lagen.

Einer. Warum blieb er hier?

Flüchtig streifte Waltherspiel das lebensgroße Bild. Der Altenthann im Kürsch schien zu lächeln. Möchte er.

Waltherspiel ging an den Schreibtisch. Setzte sich. Zog ihn auf.

Bischofswerda lag in geisterhafter Stille. Kein Geräusch drönte draußen. Nur hier drinnen knackte das Gefäß.

schlug die Stuhlfuhr vom Kamin Sims silberhell die späte Stunde. Manchmal zuckte es im goldenen Flammenherz der Lichter. Manchmal knarrte eine Fuge in dem großen Rahmen, so, als ob der alte Ritter oben Anstalt machte, vom Baneel her auszutreten, um nach einem ungehobenen Schatz oder in der Gruft nach seinem eigenen Sarg zu suchen.

Waltherspiel zog wie am ersten Abend wieder jenes eingelegte Kästchen aus dem Schub. Er schloß es auf. Legte naheinander die drei schwarzen Rosen auf die Schreibtischplatte.

Sann.

Voll von Schatten und geheimnisvollem Leben schien mit einem Male das Zimmer. In bordiertem violetten Velvett und Sabot erfüllten es die Altenthannen. saßen am Kamin an hochgestulpten Reitroß. konversierten in dem Klang von tausend Herzen, angetan mit Samt und Seidenstrümpfen. kokettierten mit den Edelsträußen. tanzten Menuett.

Voll von Schatten war das Zimmer. Oder — — waren es doch mehr als Schatten.

Eine Fuge knarrte. Schritte unsichtbarer Gäste. Ein Schauer ging durchs Haus. Die Flammenherzen zuckten.

Und dann war Waltherspiel nicht mehr allein.

Jemand stand dort an der Stelle, wo loeben noch der Ritter mit dem Kürsch und dem Spigenträger hing.

Waltherspiel sah starr.

Die Gestalt. der Mensch kam näher.

Waltherspiel sah in zwei Augen. in zwei schwarze, eiskalte Augen, deren Blick ihm auf die Stirne startete, in das Leben, in das Herz.

Zwei hohle Augen — ein rundes scharf geschnittenes Mischelglas vor einem dieser — darunter ein Gesicht — ein spitzer, kurzgehaltener schwarzer Bart — ein weites Mäulchen — und dahinter war die Wand entblößt, entkleidet des Gefäßes, nackte Gegenwart — alle Geister dieses Hauses, alle Altenthannen in Harnisch, Glenleder oder Samt, alle Edelsträuße, mit gestäubter Krawatte und im Reitroß feig entflohen — nur der Ritter in dem Kürsch und der Schärpe langsam, mit dem Knacken einer Feder wieder in den goldenen Rahmen springend — dann war eine leicht gedämpfte, aber spottgefärbte Stimme.

Diese sagte:

„Guten Abend, Dr. Waltherspiel.“

„Sie gestatten“, sagte er. „Sie werden eine Weile mit mir plaudern müssen. Eine halbe Stunde etwa. Danach werden Sie mich los.“

„Wie pikant! Geisterblaue Plauderstunde am Kamin. Scheinbar sind Sie durch die Esse hergestiegen.“

Waltherspiel hob die Schultern. Seine Flügel waren ungewöhnlich blaß. Flackernd lagen seine Augen in den dunklen Höhlen.

Er schob sich ruhig einen Sessel näher. Gelassen klapperte die Goldkassette auf und nahm sich eine Zigarette. Er rieb mit umständlicher Gelassenheit das Bündelholz an der Sohle an. Dies alles, ohne einen Blick auf Waltherspiel zu werfen. Dann — sich plötzlich in den Sessel werfend — bohrte er den Blick in das Gesicht von Waltherspiel.

„Ich werde Sie erschießen müssen, lieber Doktor.“

„Wann? Jetzt?“

„Ich denke nicht daran. Das läßt sich viel legaler machen. Morgen. Sie können wählen. Kopfschuß, Herzschuß.“

„Nicht um mich zu fragen, sind Sie in der Geisterstunde durch die Esse hergestiegen?“

(Fortsetzung folgt)

Moderne Hygiene.

Es war kurz nach dem Kriege. Thomas Mann las einer gelangweilten Menge das erste Kapitel eines noch immer unvollendeten Romans vor.

Möglich stand einer der Zuhörer auf und öffnete ein Fenster. — Unwillig schlich der Saalbediener herbei: „Warum tun Sie denn das? Es zieht hier ja!“

Und der andere: „Aber ich schlafe doch immer bei offenen Fenstern!“

Schüsse um ein Grammophon.

Bei den Hinterwäldlern in Kentucky. — Das Grammophon als Friedensförderer. — Totschläger werden beurteilt, um ihren Ader zu bestellen.

Von John C. Waters. Chicago.

Wenn in der Blütezeit der Wildwestromane im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts ein Autor das Urbild eines wilden, unbändigen Hinterwäldlers schildern wollte, so ließ er diesen aus Kentucky stammen. Wie sehr sich auch seitdem das Bild der Vereinigten Staaten geändert haben mag, der Mann aus den Bergen von Kentucky ist der gleiche geblieben. Er kommt nie hinter seinen Hügel heraus in die Städte, haust mit Frau und Kind in seinem allein stehenden Holzhaus, und seine barfuß laufenden Töchter sehen wie Zigeunermädchen aus. Unter seinem Kopfschiff liegt noch der alte Sechschüssige vom Vater her, und mit einem Kugelmehel nimmt er es nicht so genau. Die Blutrache herrscht zwischen den Hügeln von Kentucky, und es ist nicht lange her, daß einer mageren Sau wegen fünfzig Menschen ihr Leben lassen mußten.

Einer dieser letzten Vertreter der Wildwestromantik war der fünfundsiebzigjährige Hiram Sexton aus der Grafschaft Pulaski. Sein einstöckiges Haus lag einsam und weit abseits von jeder Straße. Kraftwagen, Fernsprecher und Lichtspielhäuser waren ihm völlig unbekannt. Wenn Sexton seine Arbeit auf dem Felde oder im Walde beendet hatte, so ließ er sich mit seiner Pfeife auf der Bank in der Stube, sah dem Rauch nach oder blickte auf eine Zeitung, die Tage oder Wochen zu spät in sein Haus gekommen war.

Sein einziger Sohn, der zweiundzwanzigjährige Claude, fand weniger Gefallen an diesem eintönigen Leben. Der Junge sah gern einmal Gesellschaft, und wenn sich ein Mädchen darunter befand, so hatte er nichts dagegen einzuwenden. Dem Alten war das junge Volk in seinem Hause nicht angenehm, aber ein kleines Zugeständnis glaubte er doch an die neue Zeit machen zu müssen. Nur eines wollte er nicht dulden: Musik.

Deshalb fragte er, als sein Junge um die Erlaubnis bat, ein paar Freunde und Freundinnen aus der Nachbarschaft zum Samstagabend einladen zu dürfen, mißtrauisch: „Ist doch nicht etwa der Kerl mit der Bagge dabei?“ — „Nein, Vater.“ — „Na, dann laß sie kommen.“ Hiram Sexton war beruhigt, denn er kannte bisher nur die mißliebige Bagge als einziges tragbares Musikinstrument aus Stunden im Umkreis.

Nach dem Abendessen stellten sich die Besucher ein. Sie kamen fast alle auf ihren fahelosen Pferden. Die Jungen trugen aus alter Ueberlieferung den Sechschüssigen in der einen und die Flakche mit dem nach hundertjährigem Rezept gebrannten Schnaps in der anderen Hosentasche. Nur einer brachte noch einen Koffer mit. Hiram betrachtete das Ding mißtrauisch: „Was ist denn das?“ — „Ein Grammophon“, beschied ihn Raymond Huff, der glückliche Besitzer. „Ein Grammophon?“ In seinen Zeitungen hatte der Alte einmal Abbildungen davon gesehen, und nun war er neugierig, das unbekannte Ding auch zu hören.

Zum Grammophon gehörten sechs Platten mit Jazzschlagern. Huff legte die erste auf. „Arrrrr“ sagte das Instrument, und Sexton hielt erstaunt sein Ohr an den Trichter. „Das soll Musik sein!“ Der Besitzer schob die Nadel ein wenig weiter, und plötzlich sprang der Alte erschrocken vor den knallenden ersten Synkopen zurück: „Verflucht!“ Dann setzte er sich verwirrt auf seine Bank und paßte hastigen als sonst.

Das junge Volk wollte natürlich tanzen, und eine Platte nach der anderen wurde aufgelegt. Hiram hörte schweigend zu, doch als die letzte Platte abgespielt war, brummte er: „Warum hast Du dir immer das gleiche Stück aufhängen lassen?“ Der Grammophonbesitzer war gekränkt: „Das sind doch verschiedene Platten.“ — „Ja, aber immer der gleiche Anstimm. Meine Gänse können ebenso gut schnattern.“ Er rauchte brummig weiter und sah den Tänzenden mit zuckenden Augen zu.

Um neun Uhr meinte er zwischen den Zähnen hindurch: „Es ist Zeit, ins Bett zu gehen.“ Für die Jugend war das Grammophon ein zu seltener Genuß, um die Mahnung zu beherzigen. Eine halbe Stunde später stand Sexton auf: „Anständige Leute legen sich jetzt schlafen.“ Ohne Gruß stieg er die Treppe zu seiner Kammer hinauf und knallte die Tür zu. Die jungen Leute kümmerten sich nicht weiter um ihn.

Wußten sie doch nicht, wann sie wieder Gelegenheit zum Tanzen haben würden.

Der alte Sexton konnte nicht schlafen. Immer wieder klagte ihm die Jazzmusik in den Ohren. Schließlich kochte die Wut in ihm, und er riß die Tür auf: „Schluß endlich mit dem Getöse!“ Die Jugend empörte sich über so wenig Gastfreundschaft, und Claude rief seinem Vater zu: „Nah, uns doch noch ein wenig tanzen!“ — „Schluß, ich will schlafen!“ brüllte der Alte und wartete, um sich vom sofortigen Ausbruch zu überzeugen.

Raymond Huff, der Grammophonbesitzer, ärgerte sich, daß sein Kleinod vom Alten so wenig geschätzt wurde, und er meinte mehr unüberlegt als mit tränkender Absicht: „Zum Schlafen haben Sie morgen in der Kirche Zeit genug.“

Der Alte schnappte nach Luft. Die Beleidigung war zu groß, als daß er sofort Worte darauf finden konnte. Außerdem hatte Huff recht. Sexton nickte nur zu gern in der Kirche ein, aber niemand hatte ihn jemals darauf aufmerksam zu machen gewagt.

Während er noch in der Tür stand und nach Fassung rang, knallte unten in der Stube der Jazz wieder los. Da drehte sich Sexton schweigend um, holte seine beiden alten Revolver unter dem Kopfschiff hervor und stieg barfuß im Hemd die Treppe hinunter. Die jungen Leute hörten und sahen ihn erst, als er in der Stube stand. Am nächsten Augenblick klagte die Waffe in seiner Rechten. Die Jungen und Mädchen stoben an die Wände. Drei Kugeln piffen in den Apparat hinein: „Verfluchter Kasten!“ Aber der schwieg nicht. Dafür fiel einer der Gäste, von einem Pressschuß in die Schulter getroffen. Der Alte stieg über ihn hinweg und leerte seinen Revolver in das krächzende wunde Grammophon. Sextons Feind erstarrte für immer.

Einen Augenblick herrschte tödliche Stille. Dann riß Huff bleich vor Wut seine Waffe aus der Tasche und drückte ab, wahllos in das weiße Hemd und in den grauen Bart vor ihm hinein: „Du Schuft! Mein Grammophon zu zertrümmern!“ Im Fallen riß der Alte noch seinen Revolver hoch und schloß dem Jungen eine Schramme quer über die Stirn.

Sekundenlang starrten die jungen Leute auf den Er-schossenen. Huff kam als erster zur Besinnung. Er riß die Tür auf, sprang auf sein Pferd und jagte in die Nacht hinaus. Da befand sich auch Claude Sexton, bückte sich nach der noch geladenen Waffe des Vaters und rannte zu Fuß hinter dem einstigen Freund, jetzt seinem Todfeind, her. Einen Augenblick später stand Sextons Hüte leer. Auf dem Boden lag der tote neben dem zerhiebenen Grammophon.

Nach einer halben Stunde erreichte Claude die Hütte eines Feindes: „Stell Dich, Du Feigling!“ Die Türe öffnete sich spaltbreit. Zwei Augen spähten hinaus. Claude Sexton war ein ausgezeichnete Schütze, und der Mann hinter der Tür fiel im Schuß. Doch der tote war nicht Raymond Huff, sondern Claudes bester Freund, der für eine Nacht dort Unterkunft gesucht hatte.

Ein paar Tage später erfuhr der Sheriff in Somerset, daß hinter den Hügeln die Revolver geknallt hatten. Er veranstaltete eine Treibjagd und nahm die beiden Totschläger fest. Nach kurzem Verhör entließ er jeden einzeln wieder: „Ihr Wort darauf, daß Sie sich zur Aburteilung melden, wenn Sie im Herbst Ihr Land bestellt haben!“ Er weiß, daß die beiden wiederkommen werden, falls sie sich nicht vorher mit der Waffe in der Hand treffen und dem Staat die Projektkosten ersparen.

Die Weisheit des Balkans.

Albanische Lebensregeln. Mitgeteilt von Kurt Meißner.

Schwindenden Pferden und weinenden Weibern soll man nicht trauen.

Alte Weiber mit einem Zahn können eine ganze Stadt aufstossen.

Heute ein Ei ist besser als ein Huhn in einem Jahr.

Lobe die Wut des Abends am nächsten Morgen an.

Ueber den alten Wolf lachen sogar die Schafe.

In Gutes und wirf es in die See, du wirfst es im Salz wiederfinden.